

# EINE REISE ZUM ÄRMSTEN VOLK VON EUROPA

VON GYULA KRÚDY

Diese Zeilen führen zum ärmsten Volk Europas, zu den ungarländischen Russen, die auch Ruthenen genannt werden. Sie heißen auch »Russinen«, was in ihrer Sprache »Kleinrussen« bedeutet; im Ausland nennen sie sich jedoch »Uher« (Ungar). Dieses Volk hat somit recht viele Namen, wodurch seine Armut schon hinreichend gekennzeichnet wird. Der Millionär Esterházy hatte es nie nötig, sich besonders hervorzuheben. Der einstige arme Landadelige ließ dagegen alle echten und geborgten Adelsprädikate auf seine Visitenkarte drucken.

Das ruthenische Volk brüstet sich indessen seiner Abstammung nicht und auch die Gelehrten können darüber nicht einig werden. Dieses arme Volk begnügt sich mit dem geringsten Titel der großen Welt, der heute vor den hohen Herren Europas noch weniger gilt, als der einst hochgeehrte Titel: es bezeichnet sich mit Vorliebe und glücklich als »Ungar«. Dieses kleine Volk ist stolz darauf, wenn man es »Ungar« nennt; es gibt bei ihm ein Sprichwort, mit dem es seine Begeisterung und sein Lob ausdrückt; es lautet: — Er ist wie ein Ungar.

In dem Ländchen der Ruthenen ist Gott dem Volk am nächsten, da es vom »König« weit entfernt liegt.

Der Glaube an Gott hält die Seele des Volkes Jahrhunderte hindurch aufrecht; hunderte Jahre vergehen, und es erwartet stets noch die bessere Zeit, die einst unbedingt kommen muß. Unterdessen verbringt es seine Tage zufrieden, in Ruhe und Frömmigkeit, als ob seine Seele in Not und Elend alle bösen Neigungen eingebüßt hätte. Die Ruthenen sind das sanfteste Volk. Sie sind Träumer, sinnend und glücklich, wenn sie fasten. Man muß nur die gütigen Augen, das leidenschaftslose, ergebene Antlitz und die lammfromme Stirne eines echten Ruthenen betrachten! Dieses Volk ist zur Bosheit unfähig. Es ist wohl etwas hilflos, auch heute noch ein Kind unter den greisenhaften, zynischen und veralterten Völkern, und hat auch die ihm auferlegten Leiden und unmenschlichen Bedrängnisse mit Ergebung getragen; doch eben darum gehört ihm die Zukunft. Dieses gesunde, in seiner Armut glückliche, in seiner Schlichtheit herrlich zufriedene Volk wird einst noch berühmt werden. Es stammt unmittelbar von jenen Kleinrussen, von denen Tschchow, der größte russische Schriftsteller, sagte: Einst wird die ganze Welt von ihnen reden. Der ungarländische Ruthene vereinigt alle edlen menschlichen Eigenschaften in sich.

Niemand kann so lieben, wie er. Seine Treue hat sein Stiefvater, der Ungar, Jahrhunderte hindurch erprobt. Von schweren Verbrechen, Verrätereien und Gemeinheiten wird das Gewissen dieses kleinen Volkes nicht bedrückt. Es kann erhobenen Hauptes vor dem Richtstuhl der Völker stehen. Niemand hat es ein Leid zugefügt, hat seine Nachbarn nicht bedrückt, gequält und beraubt. Stets war es arm und begehrte nie des Nächsten Eigentum. Liebevoll hing es an seinen felsigen Bergen, seinen düsteren Wintern, seinen strahlenden Flüssen und dem

noch strahlenderen Frühling. Es verteidigte seinen kleinen Boden mit der Faust wie einen Säugling. Nie verging es sich gegen seine Religion. Das Gefängnis ist in der Provinz der Ruthenen kaum bekannt.

Betrachten wir dieses Volk ein wenig aus der Nähe, wie ich es auf meinen früheren Reisen kennen gelernt habe.

\*

Das Waisenkind Europas, das Stiefkind Ungarns, das heutige ruthenische Gebiet gehört geographisch zu den schönsten Landschaften von Mitteleuropa. Der russische Dichter Lermontoff schrieb über den wilden Kaukasus ein weltberühmtes Werk. Unsere ruthenische Landschaft gleicht an Schönheit dem russischen Kaukasus, doch weiß die Außenwelt herzlich wenig von diesen Orten, wo die Theiß entspringt, wo das Marmaroscher Salz gewonnen wird, wo die Karpaten am unfreundlichsten sind, wo der Winter lang und kaum erträglich ist, der trockene Sommer den mageren Boden verdorren läßt, der Bär im Urwald brummt, unweit der Landesgrenze eine lebendige Kleinstadt, ein zweites kleines Budapest, Ungvár, seine Lampen glänzen läßt und sich im Ung-Fluß spiegelt.

Wo die Popper der Zips Abschied winkt, um ihren rauschenden Weg in Galizien, dem Halitsch der alten Zeiten, fortzusetzen, zieht sich die nördlichste Grenze der Ruthenen. Die Karte nennt ihren Grenzort Poprád-Remete. Die Karpaten reichen hier bis in den Himmel, hier ist der Horst der Adler, hier ergreift die Touristen Schwindel, hier kommen und gehen täglich die Zipser Fuhrleute mit ihren Wagen, in denen sie früher Leinwand und Wein aus dem Poppertal in die einstigen polnischen Städte beförderten.

In dieser Landschaft ahmt alles das Wachstum der Berge nach. Die Tannen strecken sich weit in die Höhe, um im Schatten der Berge hie und da auch die Sonnenstrahlen zu erblicken. Die Männer sind hochgewachsen, von schlanker Gestalt, wie die Tannen, die so befördert werden, als wären sie Kanonen. Der Wagen, der die gefällten Tannen befördert, hat vorn zwei Räder, dahinter erstreckt sich der Stamm der Tanne in die Länge, an deren Ende der Fuhrmann wieder zwei Räder befestigt. Diese langen, quietschenden Wagen steigen seit Jahrhunderten die Hänge der Karpaten herab. Untersetzte Paßpferde, zuweilen sogar Kühe ziehen die schwere Last mit zähem Fleiß. Ein Wagen folgt dem andern, wie die Tage im Kalender. Der Tannenfäller bleibt seinem Beruf bis in das höchste Alter treu, um ihn nach seinem Tode seinem Sohn zu übergeben, der sich dann ausschließlich mit der Beförderung von Tannen in die Täler beschäftigt. Die Jahrhunderte huschen spurlos über die Berge dahin. Die Wälder bemerken nicht einmal, daß sie von den Menschen mit Äxten gelichtet werden. Der lange Wagen quietscht. Die Bäume stürzen, die Holzfäller sterben. Doch stets wachsen neue Bäume und neue Menschen, die die Bäume fällen.

Wenn du das Poppertal aufwärts wanderst, stets an dem Fluß, aber aufwärts, dann kannst du auf den verschlungenen Serpentina der Landstraßen zahllose Wagen mit Holz beladen treffen. Die Schellen der Pferde hört man in den Wegkurven schon von weitem. Die Landstraße ist schmal. In den Bergen dunkelt es früh. In weiten Fernen, im tiefen Tal, blinkt das Licht in einem Hause des kleinen Taldörfchens. Vielleicht erwartet die Familie den Vater, der in die Berge ging, um Holz zu fällen. Die Schellen der Pferde kommen langsam näher, die Räder quietschen laut, trotzdem sie auf den Bergwegen die Wagenschmiere

in Mengen verschlingen. Zuweilen ziehen die Tannenwagen selbst im Mondschein langsam ihres Weges. Die Baumstämme liegen ruhig auf den Rädern aufgebahrt. Sie haben ihr Leben dort oben in den Bergen beendet, wo sie tausend kalten Winden, mordlustigen Stürmen Aug ins Auge blickten, wo sie im unheildrohenden Schatten der Wolken, im gespenstischen Sausen der Blitze, in der Todesstarre der langen Winter und im Bächerrauschen des Frühlings standen.

Der Baum der Ruthenen ist die Tanne. Dieser schlanke, schöne, aufrechte Baum bedeckt ihren Boden. In den Tälern wandelt er in Kinderschuhen, er grünt in der Gestalt von Sträuchern, Büschen und Zwergtannen, oben aber in den Bergen lebt der Tannenriese das stürmische, düstere und einsame Leben der Helden. Die Wälder überschatten mit ihrem dunkelgrünen Rock, ihren kalten, spitzen Nadeln, ihren trockenen Reisern, ihrer Dichte ohne Vogelsang und ihrem undurchdringlichen Dunkel die ganze Bergkette der Karpaten. Die Tanne wächst auf Stein und Fels, ihre Wurzeln greifen tief und weit, um der mit dem Wind kämpfenden Krone Nahrung zu schaffen; dieser menschen scheue Einsiedler der Berge zieht möglichst weit von den menschenbewohnten Landschaften, wir kennen sein Leben kaum, doch im Tod ist uns seine rasch verglimmende Flamme, die rote Wärme, sein loderndes Feuer allen wohlbekannt. Dieser Baum liebt das Feuer so stürmisch, wie die Jungfrau die Liebe. Unter seiner Reinheit, Kühle und Einsamkeit schwelte eine gefährliche Leidenschaft: die unauslöschliche Sehnsucht nach dem Feuer. Als ob im Tannenbaum, der den Schnee, die Totendecke des Winters, am längsten duldet und den eisstarrten Mantel der kalten Jahreszeit am längsten trägt, a's ob in diesem Tannenbaum ein leidenschaftliches Herz schlagen würde, das kaum erwarten kann, in den Armen der im ganzen Leben vermißten Wärme vergehen zu können. Oft saß ich vor meinem Kamin, in dem die Tannenscheite sich um die Wette, stürmisch verzehren ließen. Und ich dachte über die Feueranbetung der kalten Geschöpfe nach. Sie nähren so große Flammen, wie die Herzen der Armen, wenn sie einmal von der Wärme des Lebens beschienen werden.

Wo das von den Ruthenen bewohnte Gebiet liegt, beschützen den knochigen und felsigen Rücken der Berge überall Tannen. Zwischen ihnen schlängelt sich die Landstraße, sie wagen sich bis an die Ränder der Dörfer vor und bewahren in ihren dunklen Urwäldern den Boden, die von Jahr zu Jahr aufeinander fallenden Samen, Reiser und Nadeln in samtener Weichheit. In der Klosterstille, die im Walde herrscht, widerhallt der Klang der Axt in weiten Fernen. Dann scheint der ganze Wald zu lauschen, wie die Holzfäller ihre Arbeit am Waldrand beginnen, und die großen Bäume stürzen ohne Klage zur Erde, deren Berührung ihnen bis dahin unbekannt war.

Hier, im nördlichsten Teil des ruthenischen Gebietes (wo die Popper die Zips verläßt), ziehen sich die tiefen Wälder hin, die dichter sind als der Bakony, edler als die Bäume der Schweiz und reicher als die kahlen Bergketten des Kaukasus. So hoch hier auch die Berge sind, werden sie doch von der Tanne erobert. Diese grüne Armee rankt sich an den unüberwindlichen Bergketten empor. Sie erwartet während des achtmonatigen Winters den kurzen Sommer geduldig. Mit kindlicher Freude wirft sie den Ton der Schellen der Fuhrleute zurück, trotzdem diese aus den Tälern heraufsteigen, um sie zu vernichten. Friedlich schwebt über den Tannenwäldern der Ton der Glocke der kleinen Dörflein. Die Tanne ist ebenso sanft, wie die Menschen, die in dieser Landschaft leben.

Ein berühmter Fluß an der Nordgrenze des Ländchens des Ruthenen ist die Popper, die ungefähr in der Hohen Tatra entspringt und hier die herrliche Schwungkraft erhält, die ihr ermöglicht, bis ans Ende ihrer Laufbahn — weit hinter den Grenzen der Zips — stets aufwärts, stets gegen Norden zu fließen. Sie durchschneidet Berge, Städte, Wassermühlen, eilt ununterbrochen und umarmt die Landesgrenze, als ob sie auf die Stirn ihrer lieben Zips einen Abschiedskuß drücken wollte.

Dieser Fluß hat so viel zu erzählen, daß er damit nicht einmal bis zur Landesgrenze fertig wird. Er fließt im Schatten alter Klöster, in denen einst bärtige Mönche, bewaffnete fratres iihren Lehensherren, den polnischen Fürsten dienten. Er schlängelt sich durch liebliche, bunte Kleinstädte voll Märchenstimmung, in denen die Dächer der Häuser rot und die Augen der Mädchen blau sind. In den Bergen hört er dem eintönigen Gesang der Schäfer zu. Er läuft durch ein glückliches Ländchen, in dem alte Hexen, flachshaarige Mädchen und fromme Frauen ihre Kleider unter den Brücken waschen, wo der Heilige Johann von Nepomuk im blauen Hut am Ende der Städte wacht, wo jeder sich bekreuzigt, wenn der Klang der Glocken ertönt, wo die Toten nie mehr aus den Friedhöfen wiederkehren, weil ihr Gewissen von keiner Sünde beschwert wird. Neben Tanzschulen, Glockentürmen, Hütten und Friedhöfen bahnt sich der Popperfluß seinen Weg durch die Berge. Er ist ein munterer Wandergeselle, der gerne bei jeder Schenke, bei jedem Bauernhaus verweilt, aus dem die schwermütigen Töne der Volkslieder erklingen. Er geleitet auf ihrem Wege die Tausendkünstler mit ihren Federhüten, die Barentänzer, Pflaumenhändler und Markgänger, die aus Polen kommen und die Münzen des einstigen Königtums in ihren Ranzen bergen. Wenn aber die Popper erst anfängt, von der Geschichte zu erzählen, dann hat sie soviel über den tschechischen Räuber Giskra und über die schmucken Kurutzen des Franz Rákóczi zu sagen, daß man nie müde wird zuzuhören. An ihren Ufern herrschten abwechselnd polnische Fürsten und ungarische Könige. Jede Stadt, jedes Dorf, jede Burgruine blickt weit zurück in die Tiefen der Geschichte. In den sanften Rohrdickichten singt das Volk seine slawischen Melodien. Die Landschaftsbilder der Hochebene sehen aus, als ob sie aus Rußland geschnitten wären. Aus den kindlichen Augen des Volkes strahlt nazarische Milde. Wenn die Popper das Land schließlich verläßt, dann scheidet sie von guten Menschen.

Im Land der Ruthenen liegen drei größere Städte: Munkács, Ungvár und Máramarossziget. Der Rest besteht aus Dörfern, in denen das gutmütige ruthenische Volk sein Leben in frommer Schlichtheit führt.

Die Dörfer gleichen einander aufs Haar, ebenso wie in Rußland. Die Häuser sind aus Holz gebaut, mit Stroh bedeckt, das einzige größere Gebäude gehört dem Schankwirt. Biblische Armut und Zufriedenheit herrschen in den ruthenischen Dörfern. Die Einförmigkeit des Lebens wird nur von den großen kirchlichen Feiertagen unterbrochen. Der Ruthene ist strenggläubig. Er hängt getreu an seiner griechisch-katholischen Religion. Seine Geistlichen und Lehrer sind ebenso schlichte Menschen wie er selbst. Der Pope schreitet hinter dem Pflug, der Lehrer bindet seine Kuh über Nacht im Schulgebäude an und schläft mit ihr. Die Helden der einfachen Kultur sind hier die Seelenhirten und die Schulmeister. Der größte Erfolg, den sie erreichen können, ist die Unterweisung des Volkes im Lesen und Schreiben. Dem jahrhundertealten Aberglauben, den Sitten und der Kindlichkeit der Bergvölker kann dieses Volk durch keinerlei Beredtheit

abspenstig gemacht werden. Auch dem Wirtshaus kann es nicht entsagen. Die froststarrenden Winter, die bis ins Mark schneidende Kälte und die Eintönigkeit des Alltags nähren in diesem Volk ganz selbstverständlich die Sehnsucht nach dem Rausch, der Wärme und dem Vergessen des Alkohols. Den weisen Predigten der Antialkoholiker gebührt höchste Hochachtung, doch ist auch das ruthenische Volk im Recht, wenn es den Alkohol nicht aufgeben will. Gebt diesem Volk eine andere Heimat, in der es sein Leben auch ohne blutigen Schweiß und ohne bis zum äußersten angespannte körperliche Arbeit sichern kann. Gebt ihm an Stelle der kahlen, grausamen Berge reiche und fruchtbare Ebenen. Gebt ihm Essen, das den Schnaps ersetzt. Gebt ihm Kultur, Geistliche, Lehrer, Führer, die dem Volk mit gutem Beispiel vorangehen und die das Leben, das sie in die schwermütige Welt der Karpaten verbannt hat, nicht als unverdiente Strafe ansehen. Gebt ihm einen kürzeren Winter, der nicht mit der Zähigkeit eines Ungeheuers, mit unwegsamen Landstraßen, mit steinhafter Kälte und mit einer Starre, die alles Leben unterbindet, jährlich über die Hälfte des Lebens der Ruthenen raubt. Die kleinen Hütten mit ihren zugeklebten Fenstern, selten geöffneten Türen, mit ihrer verzweifelt behüteten Wärme, den langen Abenden und allmählichem Dämmern, ihrem Gefängnisleben stehen im Schneesturm der Karpaten als äußerste Wachposten der Menschheit. Der Nordwind mag wohl weiter im Norden noch grausamer, die Kälte noch mörderischer, das Klima noch rauher sein; in Ungarn müssen dem sibirischen Winter doch die armen Ruthenen trotzen — in schlechten Jahren selbst sieben Monate lang, — bis sie wieder aus ihren kleinen Häuschen hervorkommen können, in denen sie mit ihrem Vieh und ihren Kindern die gespenstische Winterzeit durchlitten haben. Nordische Schriftsteller, wie die gute Beobachterin Selma Lagerlöf oder Jakobsen schreiben über den Winter, über unglückliche Menschen, die sich in der Erde verborgen und gleich »Siebenschläfern« das Dahinschwinden der Tage nicht bemerken. Unser ruthenisches Volk besitzt keine weltberühmten Dichter, die der glücklichen Menschheit erzählen könnten, was die Einwohner des nordöstlichen Ungarn zu erleiden haben. Man muß sich diese kleinen Dörfer ansehen, mit ihren Scheuern, ihrer in der Erde verborgenen Unscheinbarkeit, ihrer urzeitlichen Furcht, ihrer vorwurfslosen Ergebenheit, Frömmigkeit und Güte, wenn die Winterstürme in den Karpaten zu heulen beginnen! Manchmal bringt schon der Oktober den Schnee, in anderen Jahren sind die Bergbäche selbst im April noch voll Schneewasser. Der Schneefall bricht über diese Landschaft so heftig herein, daß der Kutscher seinen tollkühnen Fahrgast betend fährt; man sieht kaum zwei Schritte weit, die Wege verschwinden, Dörfer versinken im Schnee, nur auf den Wegkreuzen sieht man zuweilen schwarze Raben sitzen; Leben, Gedanken, Ehrgeiz und Ideale werden vernichtet. Infolge einer ungerechten Strafe des Schicksals wird das beste Volk des ungarischen Nordostens aller Lebensfreude, Menschlichkeit, Bildung und der Gaben des Geistes beraubt. Hier werden Traumbücher und Volkskalender gelesen. Die russische Melancholie, deren Kind Puschkin war, ist diesem Volk nah verwandt. Was sollte denn dieses Volk beginnen, wenn es nicht mit Hilfe des das Leben verschleiernnden Alkohols neue Hoffnungen, bunte Zukunftspläne, schöne Frühlingsstimmungen in sich erwecken könnte? Tote wohnen hier zur rauhen Winterszeit, während der Musiker des Winters hinter den Bergrücken seine schrillsten Töne erklingen läßt. Im weißen Wirbel des Schneefalls das Auge erblindet, der Herzschlag tief verstummt und das bunte Vögelin der Seele in seiner kleinen Zelle selbst die Flügel

zu bewegen vergißt; Ruhe und Stille herrschen allein, von Dachtraufen stürzen Schneemassen mit lautem Krachen herab, die Eiszapfen klirren, der Wacht hund bellt heiser, die Kuh brüllt nicht, da sie Familienmitglied wurde und rund eine Million Menschen legen sich im Weihrauchdämmer des Traumes zum Schlafen!

Gebt dem ungarländischen Ruthenen an Stelle der jährlichen 250 Fasttage ebenso viele Eßtage, an denen er wenigstens seine gewohnte Nahrung, Maisbrot, dürftige Kartoffeln und magere Bohnen so reichlich zu sich nehmen kann, daß sein Körper die augenblickliche Kraft, die ihm der Alkohol verleiht, und die ihm teuer zu stehen kommt, entbehren kann.

Der Ruthene wird in seinem ganzen Leben eigentlich nur zweimal satt. Das erstemal, wenn er heiratet. Mancherorts dauert die Hochzeitsfeier eine ganze Woche. Zum zweitenmal ißt er sich beim Leichenschmaus satt, der zu Ehren des verstorbenen Ehepartners gehalten wird. Das Begräbnis ist eine fast ebenso große Feier wie die Hochzeit. Dabei mißgönnt der Ruthene den gedeckten Tisch weder sich selbst, noch seiner Familie, noch dem ganzen Dorf. Auf ein ganzes Jahr wird fast alles aufgeessen. Eierspeise (mit Speck), aufgekochte süße Milch, Haluschken, gefüllter Hühnerbraten, gefülltes Kraut, gekochte Mehlspeisen und Pilze bilden die einzelnen Gänge. Literweise wird der mit Honig gesüßte Schnaps getrunken, bis alle Gäste betrunken sind. Auf den glücklichen Rausch des Essens und Trinkens folgt die harte Fastenzeit, die vom Ruthenen ohne Klage ertragen wird. Er vermehrt noch die Zahl der strengen Fasttage seiner umständlichen griechisch-katholischen Kirche. Er fastet im Herbst, wenn der erste Schnee fällt und die Feldarbeit beendet ist. Die herrlichen Herbsttage der Karpaten, die dem Reisenden die schönste Landschaft Ungarns erschließen — die stummen, vergilbten Wälder, die roten Berghänge, die lebenden Modelle der weltberühmten Herbstlandschaften von Mednyánszky, bedeuten für den Eingeborenen den Beginn des herbstlichen Fastens. In den kleinen Dörfern, die sich in den tief ausgewaschenen Tälern an die Berge schmiegen, bestimmen die Ältesten den Beginn der Fasttage:

— Der Storch hat da: Mittagessen mitgenommen.

Mit dem Verklingen des Vogelgesanges, dem weitschallenden Klappern der Wassermühlen, den länger werdenden Schatten, dem kürzeren Besuch der Sonne, kurz, mit dem Beginn der nahenden, traurigen, langen winterlichen Dunkelheit beginnt der Ruthene wieder zu fasten, als ob er dem früh entschwendenen, glücklichen Sommer nachtrauern wollte. Von da an wird in dem Ländchen der Ruthenen nur zweimal täglich gegessen: vormittag und nachmittag. Die rauhe Jahreszeit stellt sich ein, die Wege werden von dem auf den Flügeln des Sturmes herbeigetragenen Schnee bald unfahrbar gemacht; der Ruthene verschlüpft sich mit seiner Familie und dem Vieh in seiner Hütte und hört im Halbschlaf den Glockenton des Postschlittens. Welch schwermütiges, unmenschliches Leben zur Winterszeit in den ruthenischen Dörfern herrscht, darüber kann sich der Fremde nur einen Begriff machen, wenn er bereits unterwegs in einem solchen dürftigen Dörfchen im Schneetreiben stecken geblieben ist! Der menschliche und tierische Dünger wird unmittelbar vor der Tür des Wohnhauses aufbewahrt, da er die Wärme ebenso hält wie die verklebten Fenster. Bei Tag ist kaum jemand im Freien, auf der Straße oder in der Schenke zu erblicken. Die Dorfbewölkerung verkriecht sich in den unter der Dachtraufe rauchenden Häuschen und wendet sich ihren Träumen und ihrem Aberglauben zu. Bücher und Zeitungen kennt

man natürlich nicht einmal vom Hörensagen. Die Frauen und Mädchen spinnen und weben am Nachmittag. Die jungen Frauen kommen in dem über den Dächern brausenden Sturme in diesem oder jenem bevorzugten Haus zusammen, erzählen einander Märchen und spinnen und weben ihr einfaches Kleid, das Hemd. Erschienen ein Fremder plötzlich in der Tür, so würden sie diesen ohne weiteres für den Teufel halten. Dabei sind die ruthenischen Frauen in ihrer Jugend so frisch und duftend wie Feldblumen. Ihr blondes Haar, ihre flachsfarbenen Augen und ihre Zartheit bezaubern den Reisenden. Mir fiel stets, wenn ich auf meinen Reisen am Waldrand oder am Ufer eines Baches junge ruthenische Frauen traf, das bescheidene kleine Vergißmeinnicht ein. Diese Frühlingsblumen des Volkes halten indessen die rauhe Lebensart und das zehrende Fasten nicht lange aus. Die sauren Rüben und das Kraut, das die Familie im Winter aus einem gemeinsamen Faß ohne Löffel verzehrt, ist eine zu magere Nahrung zur Aufrechterhaltung der Lebenskraft. Der Ruthene behauptet, er hätte im Winter sowieso keine Körperkraft notwendig und nimmt daher nur das Notwendigste zu sich, gleich dem kleinen Käfer, der den Winter in erstarrter Unbeweglichkeit verbringt. Nicht selten kann man junge ruthenische Männer und Mädchen treffen, die noch nie in ihrem Leben Fleisch gegessen haben, dagegen aber nach dem Begräbnis ihres Vaters bereits vom Schnaps betrunken waren.

Zum Wohl dieses stillen, milden Volkes müssen die von der Kirche vorgeschriebenen und freiwillig übernommenen Fasttage geregelt werden. Man muß es unterrichten, wie es essen, sich nähren und Kraft und Frohsinn nicht nur dem Alkohol verdanken soll. Man muß ihm die Freude an Büchern, am Lesen beibringen, an der Vielfarbigkeit des Lebens, am schnapsfreien Teil des menschlichen Glückes. Man muß es gehen lehren wie ein Kind, und wie es reden, fühlen, sich freuen, lächeln soll, auf daß die Runzeln des Alters vom Antlitz dieses Volkes verschwinden, die Falten, die bereits im Mundwinkel der Kinder schwermütig erscheinen, die jungen Frauen verwelken lassen und die noch lebenskräftigen Männer zu frühem Altern verurteilen. Man muß dieses Volk vor dem freiwilligen Fasten retten, vor dem furchtbaren Hunger, damit seine Jugend nicht nach ein-zwei Jahren dahinwelke. Im Vorjahr wusch noch eine frische, duftende Jungfrau im Bach. In diesem starrt eine hagere Greisin aus glanzlosen Augen auf den Wagen des Reisenden. Die Friedhöfe sind voll von Gräbern, in denen lebenskräftige Menschen bestattet wurden, in den Winkeln der Stuben suchen früh gealterte Greise die schwache Wärme, die Frauen sind kaum imstande, ihre Kinder zu säugen. Man muß diesem Volk das Leben geben, bevor wir es vom Schnaps entwöhnen wollen. Wenn wir dem Ruthenen den Alkohol gleich, ohne Übergang, entziehen, stirbt der ganze Stamm binnen kurzem aus.

\*

Ich habe diese Landschaft in Sonnenschein und Schneestürmen viel bereist. Ich freute mich über die Strohdächer der Scheunen am Dorfrand, der erste Hund, der meinen Wagen oder Schlitten anbellte, sprach mit menschlicher Stimme zu mir, und manches dachte ich mir über das Fenster, das ich mit Sägespänen und Kot verklebt auf vielen Häuschen sah, über die stummen Höfe, in deren Schnee der Hauswirt einen einsamen Steig getreten hat. Die kleinen Dörfchen zogen sich in endloser Reihe an meinem Weg dahin und waren alle unveränderte, einander völlig gleichende Bilder des menschlichen Elends und der ewigen Armut.

Wer hier einen Menschen vom anderen unterscheiden kann, muß die Landschaft recht genau kennen. Ihre Kleidung ist in ganzen Komitaten dieselbe. In abgetragenen Röcken aus trübgrauem Halina-Stoff, in Leinenschuhen oder barfuß trifft man sie auf der Landstraße. Die Männer gehen glattrasiert und stutzen ihre Schnurrbärte kurz, da sie nicht gerne Bärte tragen, ungleich ihren Verwandten, den Großrussen, die sie «Ziegenböcke» nennen. Ihre breiten, dicken, speckigen Hüte sind unverwüsthch und werden von einer Generation auf die andere vererbt. Selbst ihre winterliche Kopfbedeckung aus Schafleder tauschen sie nur selten um. In ihren grauen oder schwarzen Röcken, von breiten Gürteln zusammengehalten, eine Ledertasche an der Seite, leben sie hier seit Jahrhunderten und scheinen sich überhaupt nicht verändert zu haben. Niemand merkt, daß der frühere Mann aus dem Rock in den Friedhof gewandert ist und daß ein neuer Mann mit der mit Kupfnägeln und Knöpfen beschlagenen Tasche stolz einhergeht. Vielleicht ist selbst ihr Name der gleiche geblieben. Die stets in Bereitschaft stehende Armee der Armut, Seelen, die bereits lebenden Leibes zum stets gleichförmigen, unwandelbaren Sein verdammt sind, Menschen, mit denen nichts geschieht, ebenso wenig wie mit ihren Vätern; sie leben, ohne daß man merkt, daß ihr Leben vorbeigegangen ist, die fasten, sich betrinken, Weihnachten und Hochzeit feiern, dann hinaus auf den Friedhof gehen. Es sind auch heute die gleichen wie vor hundert Jahren. Dort drängen sie sich an den Bahnhöfen der Grenze, das lange Haar nach hinten gekämmt, bloßen Hauptes stehen sie vor dem Herrn, dem Stuhlrichter, mit der ewigen Demut, der grauen Entsagung, dem glanzlosen Leben in ihrem Antlitz. Sie wandern langsam auf ihren krummen, gewundenen Landstraßen, als ob sie nie an irgend etwas denken würden; ziellos durchstreifen sie ihre Berge, fliehen aus den Städten und selbst ihre Dörfer verlassen sie gleich, wenn das strenge Wetter nachläßt. Sie leben draußen auf den Almten, Berg tücken und Wiesen in der Nähe von Adlerhorsten, wie wilde Vögel. Die Familie geht selten auseinander. Kinder, Greise, Frauen und Vieh bleiben möglichst beisammen, solange sie leben. Jede Familie ist ein Körper und eine Seele. Wenn jemand von ihnen stirbt, beweinen sie ihn, betrinken sich angesichts und fast unter Beteiligung des Leichnahms, dann vergessen sie ihn rasch.

Einmal, auf meinen Wanderungen an der Grenze gelangte ich in ein Dorf, wo mich der Pope (mein alter Bekannter) in ein Haus führte, in das er zu einem Leichenschmaus geladen war.

Der Tote, dessen Leichenschmaus vorbereitet wurde, lebte noch, sein Bett war aber bereits unter den Mittelbalken geschoben, er hielt eine brennende Kerze in der Hand, der Kantor legte das Evangelienbuch auf seine Stirn und das Buch öffnete sich auf einer Seite, auf der es kaum rote Buchstaben gab. Jedes Zeichen deutete darauf, daß der Kranke bald sterben müsse.

Der Kranke war ein alter Mann. Er hielt die Kerze gleichmütig in der Hand, da er ja die letzte Ölung bereits am Nachmittag erhalten hatte. Vielleicht fiel es ihm gar nicht ein, bis zum Morgen zu leben und an seinem eigenen Leichenschmaus teilzunehmen, den die Familie schon eifrig vorbereitete. Der Tisch wurde mit einem Leinentuch bedeckt, da der Platz des Toten auf der Truhe war. Dem Popen, Kantor und Glöckner wurden Schnaps und Brot vorgelegt. Indessen berührte die ersehnten Speisen niemand, da der Alte die Kerze immer noch hielt. Die Zeit verging langsam. Der Kantor versuchte zum Zeitvertreib das Evangelienbuch auf der kahlen Stirn des alten Mannes. Er hob die Schultern zum Zeichen seiner Unschuld. Das Buch öffnete sich stets auf derselben Seite, auf



der wenige rote Buchstaben standen. Der Glöckner verlegte sein Körpergewicht von einem Fuß auf den anderen wie ein Wachposten, der sich langweilt. Der Pope setzte sich auf den Stuhl und trommelte mit den Fingern leise auf dem Tisch.

— Väterchen, fürchtest du den Tod nicht? — fragte ich.

Der alte Mann starrte unverwandt auf die brennende Kerze, als ob er berechnen wollte, wie lange sie noch dauern wird. Dann schüttelte er wortlos den Kopf.

Seine Familie war im Zimmer geschäftig. Eine alte Frau, ein junges Mädchen und ein gleichgültiger Knabe waren seine Angehörigen. Zuweilen betasteten sie die Hand des Alten, um zu erfahren, ob sie mit dem Weinen bereits beginnen können. Draußen im Winterabend klangen Schritte im Schnee, man hörte das Flüstern der Nachbarn, die die Psalmen singen werden. Wurde das Gespräch draußen lauter, so öffnete der Glöckner als Amtsperson die Tür und spuckte hinaus.

Das Väterchen aber betrachtete die in seinen Händen brennende Kerze unverwandt mit starren Augen. Er beachtete nichts mehr, was um ihn herum geschah. Wohl sah er auch nichts anderes, als das rote Zünglein. Sein Gesicht verwandelte sich fast in Augenblicken. Der Kopf wurde immer kleiner. Schließlich wurde er so klein wie zur Zeit, als er noch unter dem Herzen der Mutter lebte. Das Leben ging auf seinem Antlitz rückwärts. Vielleicht spielte sich alles, was mit ihm geschehen war, noch einmal vor seinen Augen ab, flüchtig, wie das Bild eines Wandervogels über den dämmernden Abendhimmel dahinzieht. Die Kerze begann zu flackern. Sie wankte, neigte sich, richtete sich plötzlich empor, und senkte sich schließlich. Es war das Leben, das nun von den grünen Wäldern der Jugend und den welken Feldern des Alters Abschied nahm. Von Bildern, Gesichtern, Wärme, Umarmungen, den im Leben verbleibenden Worten und weiter klingenden Stimmen des Lebens entfloh ein kleiner Hauch. Die Kerze schlug laut auf der Erde auf, das Haupt des alten Mannes fiel nach hinten und in der Stube wurde es um eine Seele dunkler.

Die Familie machte sich daran, den Alten aus dem Bett auf die Truhe zu schleppen. Ich verließ das Haus. Es war eine Januarnacht, klar, windstill und sternenhell; eine Seltenheit hier in den Karpaten. Die Sterne schienen am Himmelszelt angefroren zu sein. In solchen kalten Nächten sehnt sich niemand nach den Sternen. Der Bergbach summt beim Mühlendamm wie kochendes Wasser. In dieser Nacht ist vielleicht der Wasserfall zu Eis erstarrt, den ins Joch zu zwingen dem Winter bisher nicht gelungen war. Die Berge und die im Schnee funkelnden Wälder waren tot. Die Täler waren so tief, daß man nicht bis zu ihrer Sohle sehen konnte. Die große Nacht stand über der Welt, als ob es nie mehr eine Auferstehung geben würde. Der Blechchristus am Ausgang des Dorfes breitete seine Arme verlassen aus. Die Landstraße war menschenleer und führte in unabsehbare Fernen. Es war eine Nacht des Todes. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn ich am Fußweg zu Eis erstarrte, in Laken gehüllte Gespenster getroffen hätte.